Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition: Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1.
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 202. **Freitag** den 21. April 1893. **87. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 21. April.

Während die „Freisinnige Ztg." triumphirend meldet, die Compromißverhandlungen zwischen Regierung und Centrum über die Militairvorlage seien gescheitert, erfährt die „Nationalliberale Correspondenz", daß die Verhandlungen des Grafen Caprivi mit Herrn v. Bennigsen nicht abgebrochen sind. Für die Richtigkeit der letzteren Meldung spricht die Vertagung der nächsten Sitzung der Militaircommission. Bekanntlich sollte die Commission den Bericht des Berichterstatters Gröber heute entgegennehmen; die nächste Sitzung wird aber nach neueren Nachrichten erst am Montag stattfinden. Die zweite Berathung der Militairvorlage im Plenum kann daher frühestens am 1. Mai vorgenommen werden. Die Unsicherheit und Unklarheit der Lage wird durch dies erneute Hinausschieben der Entscheidung immer peinlicher empfunden, und die Sehnsucht, aus den verfahrenen Verhältnissen endlich herauszukommen, macht sich im Reichstage wie in weiten Volkskreisen von Tag zu Tag dringender geltend.

Das preußische Abgeordnetenhaus hat bereits das Ergänzungssteuergesetz erledigt und damit die zweite der großen Steuervorlagen. Das Communalsteuergesetz mit so manchen verwickelten und schwierigen Bestimmungen dürfte voraussichtlich etwas längere Zeit in Anspruch nehmen, doch werden sicherlich in der nächsten Woche die zweiten Lesungen vollständig beendigt werden können. Die Berathung hat bis jetzt einen so raschen und glatten Verlauf genommen, wie es nicht erwartet wurde; in allen wesentlichen Stücken sind die Commissionsvorschläge, mit denen die Regierung einverstanden ist, mit großen Mehrheiten angenommen worden. Der Finanzminister kann schon jetzt mit gerechter Befriedigung auf einen ungewöhnlichen Erfolg hinblicken, der ebenso sehr den richtigen, von vornherein der überwiegenden Zustimmung sicheren Grundzügen seiner Vorlagen zu danken ist, wie der geschickten parlamentarischen Behandlung und Vertretung, an der sich Andere ein Muster nehmen könnten. Die Steuerreform kann im Wesentlichen in Sicherheit gebracht sein, ehe die kritischen Verhandlungen im Reichstag über die Militairvorlage stattfinden, und das ist gut. Wenn eine Krisis im Reich eintritt, so könnte es doch an der Muße und Stimmung fehlen, unter den Aufregungen einer Wahlbewegung ruhig in einer weitschichtigen Arbeit fortzufahren. So aber wird man dem Abschluß des Werkes vor oder gleich nach Pfingsten entgegensehen dürfen.

Der bekannte Führer der französischen Schutzzöllner Méline hat am letzten Sonntag in Remiremont, dem Hauptorte seines Wahlkreises, auf dem Bankette der dortigen Alliance Républicaine eine in politischer Beziehung interessante Rede gehalten. Méline besprach zuerst seinen gescheiterten Versuch, ein Cabinet zu bilden, und meinte, er habe auf die Ausführung des Auftrags verzichten müssen, weil er in seiner Umgebung nicht jene Entschlossenheit und jene offene und rückhaltlose Unterstützung fand, deren es in jenem kritischen Augenblick bedurft hätte. Méline erwähnte alsdann auch die Anfeindungen, deren Zielpunct er war, und fuhr hierauf fort:

„Wie sollte ich mich über die Angriffe beklagen, von denen nicht einmal das Staatsoberhaupt verschont wird? Es ist hohe Zeit, daß die gesammte republikanische Partei diesem Uebelstande ihre Aufmerksamkeit schenkt, da sonst die Verfassung und das ganze parlamentarische Regime schweren Schaden erleiden könnten. Von allen Vorrechten des Präsidenten der Republik ist die Wahl des Ministerpräsidenten entschieden das wichtigste und ernsteste. Da sollte man doch dem Staatsoberhaupte die Mühe lassen, davon erst nach reiflicher Ueberlegung Gebrauch zu machen. Heute ertheilt man dem Präsidenten der Republik den Befehl, eine Ministerkrisis unverzüglich und in einem vorgeschriebenen Sinne zu lösen; sonst droht man, alle anderen Combinationen nach einander über den Haufen zu werfen. Es ist höchst wünschenswerth, dem Präsidenten der Republik, aus dem man nicht eine geheiligte Person zu machen braucht, Aufklärungen zu ertheilen, aber zwischen diesen und den Befehlen, sowie dem angewendeten System der Herabsetzung und Entwürdigung liegt ein himmelweiter Unterschied. Man muß blind sein, um nicht die Gefahr zu merken, die daraus für die Republik erwachsen kann, wenn nicht nur das Ansehen der Person, sondern das der höchsten Würde des Staates, welche diese bekleidet, untergraben wird. Die Präsidentenwürde ist das einzige Bindeglied zwischen der Vergangenheit und den neuen Einrichtungen. Namentlich dem Auslande gegenüber gewinnt die Rolle des Staatsoberhauptes eine sehr hohe Bedeutung. Mögen wir es wollen oder nicht, so wird doch stets er in den Augen der fremden Regierungen Frankreich verkörpern. Alles, was sein Prestige und sein Ansehen verringert, kann unsern Einfluß nach Außen nur schwächen und in einem gegebenen Augenblicke die höchsten Interessen des Landes gefährden."

Die große Arbeitseinstellung in Belgien ist in der Hauptsache beendet und wenn auch in einigen Grubengebieten noch gefeiert wird, so darf doch angenommen werden, daß es gelingen wird, normale Verhältnisse wieder herzustellen. Der diesmalige Ausstand war nur politischer Ziele halber unternommen, er ist deshalb leichter wieder aus der Welt zu schaffen, als ein Lohnstreit, der in den meisten Fällen eine gewisse Verbitterung zurücklässt. Der angestrebte Zweck ist zwar nicht in vollem Umfange erreicht, aber das Mehrstimmen-Wahlsystem bedeutet dem früheren Zustande gegenüber doch immerhin eine solche Veränderung, daß es begreiflich ist, wenn die Arbeiterpartei sich zwar noch nicht für völlig befriedigt erklärt, aber in Ansehung des Erreichten die weitere Massenentfaltung aufgiebt. So ist denn das Gewitter in Belgien im Verziehen begriffen; einzelne Blitzschläge können noch erfolgen, aber die drohende Revolution ist doch zunächst beseitigt. Die parlamentarische Revisions-Procedur ist allerdings noch nicht zu Ende. Der Senat wird den Antrag Nyssen's berathen und ihn zweifellos annehmen. Die Kammer hingegen wird sich an die Berathung des Wahlgesetzes machen. Der Antrag Nyssen's regelt nämlich nur das Princip, das Wahlsystem, wie es in die Verfassung eingeschrieben werden soll. Alle Einzelheiten der Anwendung sind in einem besonderen Wahlgesetze zu fixiren. Dabei werden noch wichtige Fragen zu entscheiden sein, insbesondere diejenigen, welche die Ordnung des Plural-Votums im Einzelnen betreffen. Zieht man also die großen Debatten in Betracht, welche daraus sich ergeben werden, in Zusammenhang mit der traditionellen Langsamkeit der belgischen Kammern, so kommt man zu dem Schlusse, daß mindestens noch ein Jahr vergehen wird, ehe die Revision zu Ende gelangt ist. Dann wird sofort die Auflösung der Kammer erfolgen, und etwa für den Monat Juni nächsten Jahres sind die Neuwahlen nach dem System Nyssen's zu erwarten.

Gladstone theilte gestern im Unterhause mit, daß er heute die Aufhebung der Bestimmung über den Schluß der Debatte um Mitternacht im Interesse der Home-Rule-Vorlage beantragen werde. In anderen Worten ausgedrückt, bedeutet das so viel, daß Gladstone den Antrag einbringen wird, heute um Mitternacht die Generaldebatte über Home-Rule zu schließen, so daß ganz unmittelbar darauf die Abstimmung erfolgen kann. Da Gladstone über eine Mehrheit im Unterhaus verfügt, so wird der Antrag voraussichtlich angenommen werden. Wenn die conservativen und die liberal-unionistischen Gegner der Vorlage deren Annahme im Unterhaus augenblicklich nicht hintertreiben können, so wollen sie doch wenigstens ihr eigenes Gewissen salviren und sich von jeder Mitverantwortlichkeit für etwaige üble Erfahrungen, die das Reich mit dem sich selbst regierenden Irland machen könnte, entlasten. Daß aber üble Erfahrungen nicht ausbleiben dürften, kann, wenigstens nach den Anschauungen zu urtheilen, welche Lord Salisbury am Mittwoch in der Londoner Massenversammlung der Primroseritheilnehmer entwickelte, keinem Zweifel unterliegen. Jedenfalls dürfte, so meint Lord Salisbury, die jetzige Organisation des Unterhauses dabei in die Brüche gehen, weil er es für selbstverständlich hält, daß die von jeder Verantwortlichkeit befreiten irischen Mitglieder desselben ihr Votum in Reichsangelegenheiten künftig an den Meistbietenden verkaufen würden. Daß die Bestechlichkeit zu den größten Schattenseiten des britischen Parlamentarismus gehört, ist ja eine bekannte Sache; mit solcher Ungeschmiktheit aber, wie der jetzige Führer der Opposition, hat sich seit langer Zeit wohl kaum ein englischer Politiker über diese minder sympathische Eigenthümlichkeit englischer Verfassungszustände vernehmen lassen. Und dabei kann man dem edlen Lord noch nicht einmal vorwerfen, daß er sich einer übertriebenen Schwarzmalerei befleißige. Jeder derartige Einwand würde durch den bloßen Hinweis auf die Entwickelungsgeschichte und die Handhabung des irischen Votums in Amerika definitiv entkräftet werden. Zahlreiche anderweitige Bedenken gegen Homerule mag man zur Zeit als offene Fragen behandeln; aber die Käuflichkeit des irischen Votums ist durch Zeugen von solcher Classicität wie der Tammany-Ring und seines Gleichen völlig einwandfrei erwiesen.

Die aus Petersburg stammenden Nachrichten über eine Einigung in Betreff der Pamirfrage zwischen England und Rußland sind nach neueren Meldungen aus der Luft gegriffen, was schon daraus erhellt, daß gerade die Persönlichkeiten, die endgiltig darüber zu Rathe sitzen müßten, von der russischen Hauptstadt abwesend sind. Der Zar befindet sich in der Krim; Sir Robert Morier, der englische Botschafter, ist auf der Reise dahin begriffen; Herr von Giers ist noch nicht nach Petersburg zurückgekehrt; und sein einstweiliger Vertreter, Herr Schischkin, wird sich wohlweislich hüten, allein ein so dornigtes Gebiet zu betreten. Der Pamirfrage wird ein langes Leben in Aussicht gestellt; ehe sie aus der Welt geschafft ist, dürften wohl noch einige Jahre vergehen. Im Allgemeinen wird diese wie alle übrigen mit der auswärtigen Politik in Verbindung stehenden Fragen nicht eher ernstlich in die Hand genommen werden, bis über den Gesundheitszustand des Herrn von Giers vollkommene Klarheit herrscht. Die Berichte darüber schwanken; bald wird er als frisch und verjüngt geschildert — und in ähnlichem Sinne schreibt er selbst — bald wird ihm wiederum die Möglichkeit einer wirklichen Rückkehr zu den Geschäften abgestritten. Unter allen Umständen aber hält der Zar einstweilen an des Herrn v. Giers kommender Wiederherstellung fest; und da ihm alle neuen Gesichter unliebsam und erprobte Beamte vom Schlage des Herrn von Giers doppelt werthvoll sind, so läßt er einstweilen alle wichtigeren Angelegenheiten einfach anstehen, so daß die auswärtigen Botschafter selten in der Lage sind, zu irgend einem Ereignisse ihre amtliche Stellungnahme zu bestimmen.

Man kann die fürstliche Hochzeit, die gestern in Villa Piamare stattgefunden hat, im vollsten Sinne des Worts als ein politisches Ereigniß betrachten. Mit ihr schließt der Zeitraum der ersten Existenzkämpfe des bulgarischen Staates ab, sie ist das unverkennbare Zeichen, daß die Grundlage, auf welcher der bulgarische Fürstenthron ruht, fest genug geworden ist, um einer Dynastie zum Fundament zu dienen. Und dieses Zeichen ist so bedeutsam für die Zukunft Bulgariens, daß es die bisher unerfüllte Sehnsucht nach der Anerkennung des Fürsten und seiner Regierung durch die europäischen Mächte bei Weitem aufwiegt. Der Vorgänger des Fürsten Ferdinand war anerkannt und „legitim", aber dies hat ihn nicht vor der Brutalität seines Geschickes bewahrt, Fürst Ferdinand indeß besitzt, obwohl er der formellen Anerkennung entbehrt, die treue Anhänglichkeit seines Volkes, und diese schützt ihn besser als die Förmlichkeit eines platonischen diplomatischen Actes im Besitze seines Thrones und seiner Herrschaft. „Der formalen Anerkennung", sagte neulich Stambulow während seines Wiener Aufenthaltes, „bedürfen wir jetzt nicht. Uns befriedigt das Erreichte." Nicht dankbarer und nicht selbstbewußter als in diesem Worte kann sich die kluge Genügsamkeit äußern, welche der Sache, nicht der Form den entscheidenden Werth beilegt. Der bulgarische Staatsmann hätte hinzufügen können, daß der Besitz der europäischen Sympathien kostbarer ist, als derjenige der Anerkennung, und Niemand würde eingewendet haben, daß er sich irre. Denn man weiß in Europa, daß die ungestörte nationale Entwickelung Bulgariens eine unschätzbare Bürgschaft dauernder Ruhe auf der Balkan-Halbinsel ist. Und weil man dies weiß, deshalb erachtet man die Vermählung des Fürsten Ferdinand nicht blos als ein Fest, an welchem zwei fürstliche Familien ihre Freude haben, sondern als ein solches, mit dem die Zukunft eines wackeren Volkes, eines jugendlich aufstrebenden Culturstaates verknüpft ist. Es sind die Wünsche und Hoffnungen einer mit bewunderungswerthem Muthe um ihre Existenz kämpfenden Nation, welche gestern nach der schönen Villa von Pianore gerichtet waren, und ihre Erfüllung kann man dieser Nation nur dort mißgönnen, wo die Erkenntniß fehlt, wie kostbar und wie erstrebenswerth für ein Volk das Gut der Selbstbestimmung und des freien nationalen Daseinsrechtes ist.

Deutsches Reich.

J. **Dresden**, 20. April. Der Verein für Arbeitercolonien im Königreich Sachsen hielt heute Vormittag 11 Uhr im Britisch Hotel seine diesjährige Generalversammlung ab, zu der sich u. A. die Herren Amtshauptmann Oberregierungsrath von Polenz-Plauen, Geh. Regierungsrath Frhr. von Welck-Dresden, Geh. Regierungsrath Dr. Roscher-Dresden, Oberconsistorialrath D. Schmidt, Dr. Pfeiffer-Buttersdorf, Stadtrath a. D. Kunze eingefunden hatten. Der Vorsitzende des Vereins, Graf Vitzthum von Eckstädt, begrüßte die Erschienenen und legte den 7. Jahresbericht für das abgelaufene Verwaltungsjahr 1892 vor, welches im Allgemeinen sehr befriedigende Ergebnisse aufweist. In der Verwaltung der Arbeitercolonie Schneckengrün ist seit deren Eröffnung im Februar 1886 zum ersten Mal ein Wechsel insofern eingetreten, als an Stelle des bisherigen, in das königl. Ministerium des Innern berufenen Vorsitzenden des Curatoriums, Freiherrn von Welck, Herr Amtshauptmann von Polenz getreten ist, der die Oberleitung der Colonie sofort thatkräftig und umsichtig in die Hand genommen hat. Besonderer Dank und alle Anerkennung gebührt auch dem Hausvater Zimmermann für seine rastlose Thätigkeit und sein eifriges erfolgreiches Bestreben, die Ertragsfähigkeit der Colonie zu erhöhen, ihre Einrichtungen in dem Rahmen der vorhandenen Mittel zu verbessern und in günstiger Weise auf die Colonisten einzuwirken. Nach Ausweis der Rechnung hat der Oekonomiebetrieb bei rund 37 273 ℳ Einnahme und 21 855 ℳ Ausgabe einen Nettoertrag von 15 418 ℳ gegeben, also über 1000 ℳ mehr als im Vorjahre; dagegen hat der Coloniebetrieb einen Zuschuß von rund 15 288 ℳ, mithin ca. 600 ℳ weniger als im Vorjahre erfordert. Die Vereinshauptcasse schließt bei 37 114,97 ℳ Einnahmen und 32 341,75 ℳ Ausgaben mit einem Bestand von 4773,22 ℳ ab, während der Vermögensbestand 135 091,70 ℳ beträgt. Das obige Rechnungsergebniß ist um so höher anzuschlagen, als die Ausgabe für die Kranken-, Alters- und Invaliditätsversicherung im Berichtsjahre auf 1254 ℳ gestiegen ist, ebenso die Höhe der gewährten Arbeitsvergütung (um 1000 ℳ), dagegen ist der durchschnittliche Aufwand für den Colonisten um 7,25 ₰ gesunken. Aufgenommen wurden im Berichtsjahre 325 Mann, wovon 152 domicilloß, 82 unbestraft, 243 bestraft waren. Von den Aufgenommenen kommen 246 auf Sachsen, die Uebrigen auf Preußen, Bayern u. s. w. Der tägliche Durchschnittsbestand stellte sich auf 112,5 Colonisten. Der längste Aufenthalt eines Colonisten dauerte 340 Tage, der kürzeste 1 Tag. Die Zahl der Verpflegtage betrug 39 058½; der tägliche Arbeitslohn stellte sich durchschnittlich auf 24.007 ₰, die Kosten für den Verpflegungstag auf 58.830 ₰ für einen Colonisten. Die Führung der Colonisten ist im Allgemeinen befriedigend, der Gesundheitszustand durchschnittlich gut gewesen. Die geistliche Versorgung erfolgte

---

Feuilleton.

Primula veris.

17] Erzählung von A. Brüning.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Eine dunkle, sternlose Nacht lag über den Häusern des Dorfes St. Privat, in die man aus den, vor der herbstlichen Witterung keinen genügenden Schutz mehr gewährenden Zelten die Verwundeten von Gravelotte und mit diesen auch Lieutenant von Waldau gebracht hatte. Dunkel und sternenlos war's auch in der Seele der jungen, marmorbleichen Pflegerin, die in einem jener Häuser am Lager des todtkranken Officiers kniete, der nach des Arztes Ausspruch die Nacht kaum überleben würde. Gabrielens Augen hatten keine Thränen mehr. Sie wußte, daß sie nach menschlicher Voraussicht nichts mehr zu hoffen hatte, daß, wenn nicht fast ein Wunder geschah, sie beim Aufgang der Morgensonne wohl zum zweiten Mal innerhalb weniger Wochen an einem Todtenbette stehen würde.

Es war gekommen, wie der Arzt befürchtet: Gert war aus seinen Fieberphantasien erwacht. Ein schweres Nervenfieber, das die Aufregung, in der er schon vor dem Kriege lange gelebt, vorbereiten gehalfen, war in Folge der letzten gewaltsamen Erschütterungen zum Ausbruch gekommen. Furchtbar tobte das Fieber in dem durch Wunden und Blutverlust geschwächten Körper und spottete jeder Anstrengung des erfahrenen Arztes.

Es waren entsetzliche Wochen, die Gabriele an dem Krankenlager verlebte. Ihre eigene Gesundheit drohte zu erliegen, aber wie oft auch der gleich nach Empfang jenes traurigen Bescheides an die Seite seiner Tochter geeilte Vater sie zur Rückkehr nach Deutschland zu überreden suchte — immer bat sie mit herzzerreißendem Lächeln: „Laß mich bleiben, Vater — laß mich, wenn ich diese Leidensstätte verlasse, wenigstens das Bewußtsein mit mir nehmen, meine Pflicht gethan zu haben — bis an's Ende." Ueberdies war sie dem Arzte unentbehrlich; er hatte schon wiederholt erklärt, daß ohne ihre Gegenwart Gert schon längst der Gewalt des Fiebers erlegen wäre. War doch ihre Nähe das einzige Besänftigungsmittel, das zuweilen auf Stunden dem Leidenden Ruhe zu geben vermochte. Halbe Nächte verbrachte sie oftmals so, die Hand auf seiner Stirn, und wagte nicht, sich zu rühren, wenn auch die ermatteten Glieder oft den Dienst versagen wollten. Freilich waren es nur Pausen, die ihre Ausdauer herbeizuführen vermochte; das Fieber kehrte immer wieder. Endlich war nun der Zeitpunct gekommen, wo, wenn nicht durch ein Wunder die Krankheit gebrochen wurde, der aufs äußerste geschwächte Körper ihrer Gewalt erliegen mußte.

Der Verwundete lag mit unnatürlich großen, von flackernder Gluth erfüllten Augen, fortwährend wirre, überstürzende Worte und Sätze vor sich hinflüsternd, während die wachsartig bleichen Finger auf der Decke hin und her zuckten. Die wilden Ausbrüche, welche zu Anfang der Krankheit Gabriele oft so tödtlich erschreckt, hatten mit der zunehmenden Schwäche längst aufgehört; aber fast erschien dieses leise hastige Geflüster im Verein mit dem irren Blick Gabriele noch unheimlicher als jene. Sie hatte die gefalteten Hände auf den Rand des Bettes gelegt und blickte auf zu einem kleinen, vergilbten Holzschnitt, eine Madonna darstellend, der in schlichtem Holzrahmen an der Wand ihr gegenüber hing. Eine sanfte, erhebungsvolle Stille kam plötzlich über sie und gab ihr die Kraft, in inbrünstigem Gebet ihr Hoffen und Wünschen in die Hand der Vorsehung zu legen.

Ihr Haupt sank erschöpft auf die gefalteten Hände. So fand sie der Arzt, der einige Zeit darauf eintrat. Voll Theilnahme beugte er sich über das Lager, in der Erwartung, einen Sterbenden zu finden; aber wie durch Zauberschlag erhellte sich seine düstere Miene. Kaum vermochte er den sonst so sicheren Sinnen zu trauen. War es möglich? Ueber des Kranken gluthverdorrte Lippen kamen leisere, ruhigere Athemzüge — die fieberheißen Augen waren geschlossen, und auf der blassen Stirn glänzten zum ersten Male feuchte Perlen . . . Kein Zweifel; die Krisis hatte, anstatt das sicher erwartete tödtlichen Ausganges, eine Wendung zum Besseren herbeigeführt, das Fieber war gebrochen.

Der Arzt durfte hoffen, daß es seiner Kunst nunmehr gelingen werde, den schon verloren Geglaubten dem Leben wiederzugeben. Als er sich wieder aufrichtete, begegnete er zwei voll Todesangst auf ihn gerichteten Augen. Gabriele war von ihrem ohnmachtähnlichen Halbschlaf erwacht und blickte, als sie den Arzt erkannte, in Kummer, hoffnungsloser Frage zu ihm auf. Er beantwortete diesen Blick mit freudigem Lächeln. „Gerettet!" flüsterte er, legte aber gleichzeitig den Finger mahnend an die Lippen, um jeden lauten Freudenausbruch der jungen Frau zu verbieten. Mit fast väterlicher Herzlichkeit umfaßte er die unter der Last solch ungeahnten Glückes Wankende und, sie sanft emporrichtend, geleitete er sie in ein kleines Nebengemach, wo er, sie in einen Armsessel drückend, freundlich sagte: „So, nun bleiben Sie hier und ruhen aus! Unserem Patienten thut jetzt nichts weiter Noth als so lange wie möglich in diesem wohlthätigen Schlaf erhalten zu werden, der ihn, so Gott will, einer, wenn auch langsamen Genesung entgegenführt." Er nickte der noch immer Sprachlosen ermuthigend zu und ließ sie dann allein.

Einige Tage später stand Gabriele dem überraschten Arzte reisefertig gegenüber und setzte ihm mit gesenkten Augen auseinander, daß ihr Vater Nachrichten aus der Heimath erhalten habe, die seine Anwesenheit dort nöthig machten, und daß sie dem Drängen desselben nun endlich nachgeben und ihn zurückbegleiten müsse, zumal da ihre Anwesenheit hier nun füglich entbehrt werden könne. Der Arzt mußte dies allerdings zugeben, obwohl er keineswegs erbaut war, „seinen geschicktesten Assistenten" verlieren zu sollen. „Ich an Ihrer Stelle würde mir erst den Dank unseres Pfleglings für sein nur durch Ihre Aufopferung gerettetes Leben holen", meinte er. „Ich sagte Ihnen ja schon, daß er aus dem nun schon tagelang fast ununterbrochen andauernden Schlafzustand mit klaren Sinnen erwachen wird." —

Der gute Arzt ahnte nicht, daß eben dieser Umstand Gabrielens Entschluß veranlaßt hatte. Die Zeit, die Alles ausgleichende, mußte erst mit sanfter Hand den Trauerflor um Manfred ihr von Haupt und Herzen genommen haben, ehe sie daran denken konnte, Demjenigen, zu dessen Braut des Verstorbenen Vermächtniß sie bestimmt, ins Auge zu sehen. So blieb sie denn fest bei ihrem Entschluß; sie versagte es sich sogar, noch einmal zum Abschied an sein Lager zu treten, aus Furcht, daß er plötzlich erwachen und sie erkennen könnte. —

Es war ein milder Octobermorgen, als sie an ihres Vaters Seite den mit Blut und Thränen so reichlich getränkten französischen Boden, den sie so voll Angst betreten, verließ, um still und gefaßt — im Wittwenschleier — in die deutsche Heimath zurückzukehren. Ein eigenthümlicher Zusammenhang zwischen der herbstlichen Natur und ihrem Gemüthszustand schien obzuwalten. Wie die melancholische Schönheit der Octoberlandschaft mit ihrer herbwilden Luft, ihrem spärlichen braunen Laub und dem blaßblauen Himmel oft etwas mit dem ersten Frühling Verwandtes hat, so mischte sich auch in die herbstliche Trauer ihrer Seele leise und lindernd — ihr selber unbewußt — ein Ahnen, wie von unter welken Blättern keimenden neuen Lenzesblüthen. Während Lieutenant v. Waldau in dem zu so trauriger Berühmtheit gelangten Dorfe St. Privat einer langsamen Genesung entgegenging, raste die Kriegsfurie unaufhaltsam weiter. Es kam der Winter mit den blutigen Kämpfen vor Paris, denen endlich, als das unglückliche Land durch seinen zwar bewundernswerthen, aber nutzlosen Widerstand sich bis an den äußersten Rand der Erschöpfung gebracht hatte, der Waffenstillstand zu Versailles und dann später im Mai der definitive Friedensschluß zu Frankfurt am Main ein Ziel setzte. An Gert waren alle diese großen Ereignisse fast spurlos vorübergerauscht. Eine dumpfe Todtargie hielt ihm noch lange Geist und Körper gefangen. Erst allmälig erwachte er auch zu neuer Lebenskraft, und als er endlich von seinem Krankenlager erstand, da war es mit einem Gebrechen, über das der Orden pour le mérite auf seiner Brust ihn nur unvollkommen zu trösten vermochte. Sein bei dem zu Manfred's Rettung gewagtem heldenmüthigen Ritt zerschossener Arm war trotz aller Kunst und Sorgfalt des Arztes steif geblieben. Die übermenschliche Anstrengung des verwundeten Armes, in welchem er bei seinem Ritt Manfred's Körper hielt, und später das unvorsichtige Abstreifen der Binde an Manfred's Sterbelager waren ihm verhängnißvoll geworden.

Eine der bittersten Folgen dieses Schlages war es für ihn, daß er den Dienst quittiren mußte, und wenn auch die nachgesuchte Pensionirung ihm in der ausgezeichnetsten Form unter Verleihung einer höheren Charge bewilligt worden war, so machte ihm das den Abschied von der geliebten Uniform nicht leichter. Wohl winkte ihm in der Heimath ein neuer, schöner